Zeitschrift: Bündner Monatsblatt : Zeitschrift für Bündner Geschichte, Landeskunde und Baukultur

Herausgeber: Verein für Bündner Kulturforschung

Band: - (2016)

Heft: 4

Artikel: Avers 1959-1961 : unsere Wanderjahre

Autor: Husmann, Heidi

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-632685

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 11.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Avers 1959–1961 – unsere Wanderjahre

Heidi Husmann

Der Bau des Kraftwerks Valle di Lei als Ersatz für das ursprünglich geplante Rheinwald-Werk fiel in die Boom-Zeit der Bündner Wasserkraftwerke zwischen 1950 bis 1970. Es herrschte eine unbeschreibliche Aufbruchsstimmung, die Moderne brach mit tausenden von Arbeitern – meist Italienern –, ratternden Maschinen und einem neuen Zukunftsglauben in die verschlafenen Bergtäler. Über 1000 Personen waren es im Bergell, 900 in Safien, gegen 2000 auf den Baustellen der Kraftwerke Vorderrhein in der Surselva und über 3000 auf den 40 Baustellen der Kraftwerke Hinterrhein. Über die Bauarbeiten an der Staumauer in der Valle di Lei drehte der italienische Regisseur Ermanno Olmi 1959 den Film «Un metro lungo cinque», in dem der heldenhafte Arbeiter im Zentrum stand. Auch das romanische Fernsehen machte einen kurzen Filmbeitrag über die schwierige Arbeit auf der Staumauer und in den lärmigen und gefährlichen Stollen. Im Mittelpunkt stand das Staunen über die Technik, während die Arbeiter eher beiläufige Erwähnung fanden. Gut dokumentiert wurden die Arbeiten auch von werkeigenen oder privat beauftragten Fotografen. Im Fokus standen die Bauwerke, der Mensch erscheint daneben verschwindend klein.
Wenn eine Baustelle fertig war zog man zur nächsten – die Kaderleute nicht selten mit der ganzen Familie. Wie sich das Leben der Angehörigen an dem ihnen fremden Ort gestaltete, dies schildert Heidi Husmann im folgenden Bericht. Ihr Mann Werner arbeitete zwischen 1957 und 1959 als Ingenieur auf der Baustelle Murtaira im Bergell, die Familie wohnte in Bondo. Nach dem Ende der Arbeiten zog die Familie 1959 ins Avers, wo Werner Husmann eine Baustelle der Kraftwerke Hinterrhein leitete.

Ein neues Projekt

Die Arbeiten auf Murtaira gingen im Frühling 1959 ihrem Ende entgegen. Die Baufirma meines Mannes hatte ein Los der Kraftwerke Hinterrhein im Avers zugesprochen bekommen. Nun waren die Firmeninhaber in Chur auf der Suche nach einem Baustellenchef und mein Mann wurde angefragt. Wir überlegten: Auf eine Art wäre es schön, auf einer Baustelle zu wohnen. Wir wären als Familie zusammen und der Vater wäre für uns anwesend.

Unsere Wohnbaracke im Bau.

Werner entschloss, sich die Sache einmal vor Ort anzusehen und fuhr mit einem Polier aus dem Puschlav die schmale, aufgeweichte, alte Avnerstrasse hinauf. Der Polier, an zivilisiertere Gegenden gewöhnt, kehrte mitten im Morast seinen Wagen talwärts: «Tschau Husmann, da oben kannst du mich vergessen!», sprach's und verschwand auf Nimmerwiedersehen. Werni aber ist weitergefahren und hat auf 2000 Meter Höhe zwischen Avers Cresta und Juf den Ort begutachtet, wo die Baustelle errichtet werden sollte. Ein Freispiegelstollen in die Val Madris war projektiert. Von dort aus sollte das Wasser ins Staubecken in der Valle di Lei fliessen.
Zurück in Bondo erfuhr ich von Werner alle Neuigkeiten. Wieder einmal war ich begeistert: Avers, Walsersiedlung, das höchst gelegene Dorf Europas… Neue Horizonte taten sich auf für mich. Werner war skeptischer. Wo wohnen? In einem Walserhaus mit den winzigen Fenstern? Ein Vorhang unserer Stube würde genügen, um zurechtgeschneidert alle Fenster zu decken. Schliesslich kamen wir zu einer Lösung: Der Firmeninhaber war bereit, uns gegenüber den Arbeiterunterkünften eine neue Dreizimmerbaracke zu errichten.
Ein altes Walserhaus in der Nähe konnte gemietet werden und diente in der Folge als Büro. Aber bevor es bezugsbereit war, musste mit der Spitzhacke versteinerte Asche und Dreck ausgeräumt werden. Elektrischer Strom fehlte, wie damals noch in vielen Häusern im Avers. So brütete Werner bei Kerzenlicht über den Bauplänen, was wahrlich Pionierarbeit war. Bis die Baustelle installiert war, blieb ich mit den Kindern im Bergell und Werner besuchte uns an den Wochenenden.

Im Juli 1959 fuhren wir mit unserer Habe, die auf zwei Lastwagen verladen worden war, dem Avers zu. Die Zügelwagen mussten über den Julierpass fahren, um die Verzollung zu umgehen. Wir aber machten uns mit unseren Kindern (Anne-Katrin, 3 Jahre, Michael 1½ Jahre) und der Katze auf den Weg über den Splügenpass. In Splügen gab es im Bodenhaus ein feines Mittagessen – und dann gelangten wir in eine ganz andere, neue Welt.

Einzug in Avers am Bach

Ein grosser Horizont weitete sich vor uns aus, sobald wir über Avers-Cresta hinaus waren. Grüne Wiesen, durch die sich der Avnerrhein schlängelte, jedoch kein Wald, kein Baum, kein Strauch. Nur weit oben hoben sich steile Felsen vom blauen Himmel ab.
Mühsam erreichten auch die zwei Lastwagen mit unseren Habseligkeiten das Ziel. Die neue Strasse nach Juf war zwar im Bau, doch der ganze Baustellenverkehr spielte sich noch auf der 1895 erbauten alten Strasse ab. Jetzt im Sommer war der ausgebesserte Fahrweg einigermassen passierbar. So kam unsere «Züglete» glücklich am Ziel zwischen Avers am Bach und Juppa an.
Über 100 italienische Arbeiter, meist aus dem Veltlin und aus Belluno, bewohnten das Barackendorf. Zwei lange Schlafbaracken mit Kajütenbetten und je einer Küchen- und Kantinenbaracke machten das «Dorf» aus. Die Essbaracke war in zwei Räume auf-

Blick ins Avers.

Wohnbaracke Husmann im Jahr 2012 (Foto: Christian Patt).

geteilt, einen grossen Esssaal für die Arbeiter und einen kleineren für die Vorgesetzten.
Kaum waren wir angekommen, wurden wir schon zum Abendmahl geladen. Gemütlich war es, denn mit Freude empfingen die Italiener unsere Kinder und mich. Bald waren wir in unserer Dreizimmerbaracke gut eingerichtet: Eine geräumige Wohnküche, eine nette Stube und zwei Schlafzimmer waren unser Reich. Boden, Wände und Decke waren aus Holz. Bald hatte ich rotweisse Kölschvorhänge genäht, und es gefiel uns gut in unserem bescheidenen Häuschen.
Den Aussenwänden entlang führten Röhren, die mit einem Schalterdreh elektrisch beheizt werden konnten. Dies war auf 2000 Meter Höhe ein willkommener Komfort. Unsere Kinder fühlten sich sehr wohl im neuen Nest. Es war alles so übersichtlich und heimelig. Wir zäunten einen kleinen Garten ein, in dem auch gleich ein Sandkasten angelegt wurde, und einige Blumenkistchen mit Geranien verströmten Wohnlichkeit.
Werner hatte mir eingeschärft, keine Besuche aus dem Barackendorf zu empfangen. Das war in einer totalen Männerwelt eine vernünftige Weisung, und ich hielt mich daran, doch jeden Sonntag waren wir zum Mittagsmahl in die Kantine geladen. Wie schön war es, dass Werner gewöhnlich bei unseren Mahlzeiten dabei war. Für ihn war es eine kurze Zeit der Entspannung bei seiner strengen Arbeit.
Mit Lebensmitteln konnte ich mich in der Kantinenküche versorgen, denn von der Gemüsezentrale Malans fuhr jede Woche ein Wagen ins Avers und belieferte die verschiedenen Baustellen mit

Frischwaren. Brot kam mit der Post angeliefert und wenn ich besondere Wünsche hatte, wurden die Sachen im winzigen Laden in Cresta geholt. Milch aber brachte Christli Safier aus Juppa jeden Abend kuhwarm in die Küche und blieb gerne noch zu einem Glas Wein sitzen. So war auch der erste Kontakt zur einheimischen Bevölkerung geknüpft.

Ein Dorf – doch kein Dorf

Das Avers ist eine Walser-Niederlassung. Im 13. Jahrhundert wurde das Tal hauptsächlich vom Rheinwald her besiedelt. Verstreut liegen die Höfe zwischen Campsut und Juf. Und da, mitten in diesen alemannischen Einzelsiedlungen, war nun ein Barackendorf mit mehr als 100 Bewohnern entstanden. Etwas misstrauisch schauten die an Einsamkeit gewohnten Bergler auf unsere kleine Unterländerfamilie. Im Podestatenhaus, dem höchstgelegenen Patrizierhaus Europas, wohnte Familie Studer. Sie waren schnell zutraulich und Herr Studer, ein gewesener Schuhmacher aus Olten, wurde zum begehrten Unimogfahrer und unentbehrlichen Mann für alles. Richtige Avner haben sich aber nie zur Arbeit auf der Baustelle gemeldet.

Die gütige Frau Safier aus Juppa, die etwa gleichaltrige Kinder hatte wie ich, fragte mich einmal, wieso unsere Kinder so pausbackig seien. Tatsächlich waren sie in der frischen, kühlen Bergluft aufgegangen wie Küchlein. Ich sagte ihr, dass wir halt viel frisches Obst und Gemüse essen würden. Sie erwiderte lachend: «Das geit nit, der Mann isst das nit.» Sie ernährten sich hauptsächlich von Trockenfleisch und dem wenigen, was im Garten wuchs. Dieselbe Frau erzählte mir, sie müsse mit ihren Kindern wieder einmal nach Andeer fahren, um ihrer Angst vor Bäumen entgegenzuwirken. Urseli hatte nämlich gemeint, die Blätter seien Salat, der da an den Ästen wachse. Ja, es war eine kahle Angelegenheit. Statt Holz wurde vor allem an der Luft getrockneter Schafsmist verheizt, denn Holz war Mangelware.

Ich fühlte mich ohne die schützenden Bäume nie so recht geborgen und ertappte mich immer wieder beim Gedanken, dass wir ja eines Tages dieses Hochtal wieder verlassen würden. Im Winter gefiel es mir am besten, dann versank alles in tiefem Schnee und strahlte Ruhe und Häuslichkeit aus.

Der Pfarrer von Cresta, auch er ein Unterländer, fühlte sich zu uns hingezogen. Weil sich die Kinder von den abgelegenen Höfen, bevor sie in die Schule kamen, kaum kannten, beschlossen

Bau der Brücke über den Reno di Lei (Archiv KHR).

wir, einen Kindergarten zu gründen. Gesagt, getan. Der Pfarrer brachte die Kinder von Cresta her mit dem Auto bis zu uns und der Postchauffeur führte diejenigen von Juf bis in unsere Stube. Mit unseren eigenen waren es insgesamt zehn Kinder. Als sie sich das erste Mal im Kreis gegenüber sassen, fingen die meisten an zu weinen und meinten: «I will hom!» Ich liess mich aber nicht beirren und spielte mit den Kleinen einmal in der Woche in der grossen Kantine, die durch den werkeigenen Zimmermann mit Emballage bespannten Wänden recht gemütlich hergerichtet worden war. Das Eis war bald gebrochen und die Kinder erlebten die Gemeinschaft mit den anderen gern.

Als ich zum ersten Mal die Küche in einem Avner-Haus sah, erschrak ich. In einem dunklen, verrauchten Loch hantierte die Hausfrau. Elektrischen Strom gab es nur spärlich für die Beleuchtung und überhaupt hatten die Frauen ein sehr spartanisches Leben. Sie halfen auf den Feldern, beim Heu einbringen, beim Mist verteilen im Herbst, bei der Fleischverarbeitung und standen dem schlecht eingerichteten Haushalt vor. Ich kam mir dagegen in meinem Baräckli wie in einer Villa vor. Seither hat sich viel geändert. Die alten Walserhäuser sind heute sehr gekonnt renoviert und erstrahlen in neuem Glanz. Ob die Menschen darin auch zufriedener geworden sind, bleibe dahingestellt.

In einem fast zerfallenen Haus am Eingang des Bergalgatals hauste das Arm-Margretli allein. Manchmal buk ich einen Kuchen und wir brachten ihn der bedürftigen Frau. Sehr scheu bedankte sie sich. Als man ihr aber später ein hübsches, neues Häuschen baute, fühlte sie sich darin nicht wohl und starb.
Bald merkten wir, dass auf den einsamen Höfen viele Intrigen gesponnen wurden. Meist geschah dies per Telefon. Gut, dass wir uns nie einmischten.
In einem alten, verlassenen Haus fand ich eine antike, von Schmutz und Staub bedeckte Truhe ohne Deckel. Ich fragte den Besitzer, ob ich sie haben könnte. Er willigte ein. Nachdem wir sie zu uns geschleppt hatten und ich sie gereinigt hatte, verlangten die Leute sie wieder zurück: «Die isch vom Neni!», und wir mussten sie kopfschüttelnd wieder hergeben.
Die Männer wurden, wie mir schien, nur zur Jagdzeit so richtig aktiv. Die Geschichten rund um die so ersehnte Zeit blieben das ganze Jahr über lebendig. In Avers am Bach lag ein älterer Mann vom Küchenfenster aus den ganzen Tag auf der Lauer nach «Munggen». Stolz brachte er Werner eines Tages ein erlegtes Tier. Das Fell hatte er abgezogen, und nun stand ich, als Stadtfratz, hilflos vor dem blutigen Tier. Trini, seine Frau, die uns auch oft die Post brachte, gab mir die nötigen Instruktionen. Und wirklich, schlussendlich schmeckte der Braten nach langer Kochzeit ausgezeichnet.

Die Baustelle war unser Dorf

Hier war immer etwas in Bewegung, auch für unsere Kinder. Hatte ich etwas fürs Mittagessen vergessen, schickte ich sie über die Strasse in die Kantinenküche. Dort war das Reich von Signor Catana, einem überaus freundlichen, kinderliebenden Italiener aus Spoleto. Den ganzen Weg bis in die Küche hatten Anne-Katrin und Michael die von mir vorgesagten Worte, «tagliatelle e lemone», vor sich her gesagt. Die italienischen Brocken gefielen ihnen sichtlich. Jedenfalls kamen sie bald mit Nudeln und Zitronen zurück.
Einst, kurz nach dem Mittagessen, erschien Herr Catana mit einem grossen Kessel vor unserer Haustür. Als ich hineinguckte, schwammen im Wasser etwa 20 Blut- und Leberwürste. Er bedeutete uns lachend: «Nessuno vuole mangiare queste Luganiche.» – «Niemand will diese Würste essen.» Was haben wir damit angefangen? Ich weiss es nicht mehr.

Vor dem Durchschlag des Freispiegelstollens im Herbst 1960. Fünfter von links: mein Mann Werner.

Das Sonntagsessen in der Kantine war immer eine willkommene Abwechslung. Ubaldo Vigne unterhielt sich dann glänzend mit uns. Er konnte sehr gut Deutsch, da er lange in Deutschland gewesen war, wo er als blutjunger Knabe Zwangsarbeit in einer Munitionsfabrik verrichtet hatte. Er arbeitete als Sekretär im kleinen Bürohüsli. Da er ein kleines Auto, eine Bianchina, besass, wurde er von Michael angehimmelt. Später bezog er eine kleine Wohnung in Juppa, wo ihn seine Freundin aus Chiavenna oft besuchte. Zeitweise waren Ingenieurpraktikanten im Dorf. Ich erinnere mich an einen jungen Tiroler, der uns mit Wonne Leber- und Reiberknödel kochte. Ein anderer Mann war aus der Toscana. Er sprach ein sehr gepflegtes Italienisch. Auf der Baustelle erschien er immer in Hemd und Krawatte. Er markierte eben den Intellektuellen, während Werner in Arbeiter-Klamotten herumlief.

Für ein wenig Abwechslung der Arbeiter wurde gesorgt. Der werkeigene Schweizer Zimmermann, Herr Brassel, erstellte eine ansehnliche Bocciabahn, die bei schönem Wetter vor allem von den Leuten der Nachtschicht eifrig benutzt wurde. In der Freizeit spazierten die Einwohner des Barackendorfes oftmals auch ins zirka zwei Kilometer entfernte Gasthaus Pürt. Dort bedienten auch einige Damen die Gäste. Die jungen Männer waren natürlich fasziniert von den Frauen und in dunkler Nacht schleppten sie die Kellnerinnen einmal an ihren Arbeitsplatz in den noch nicht durchgeschlagenen Stollen. Sie müssen wohl betrunken gewesen sein, denn jeder Mineur weiss, dass Frauen an solchen Orten Unglück verheissen. Ist es Aberglaube oder Wahrheit?

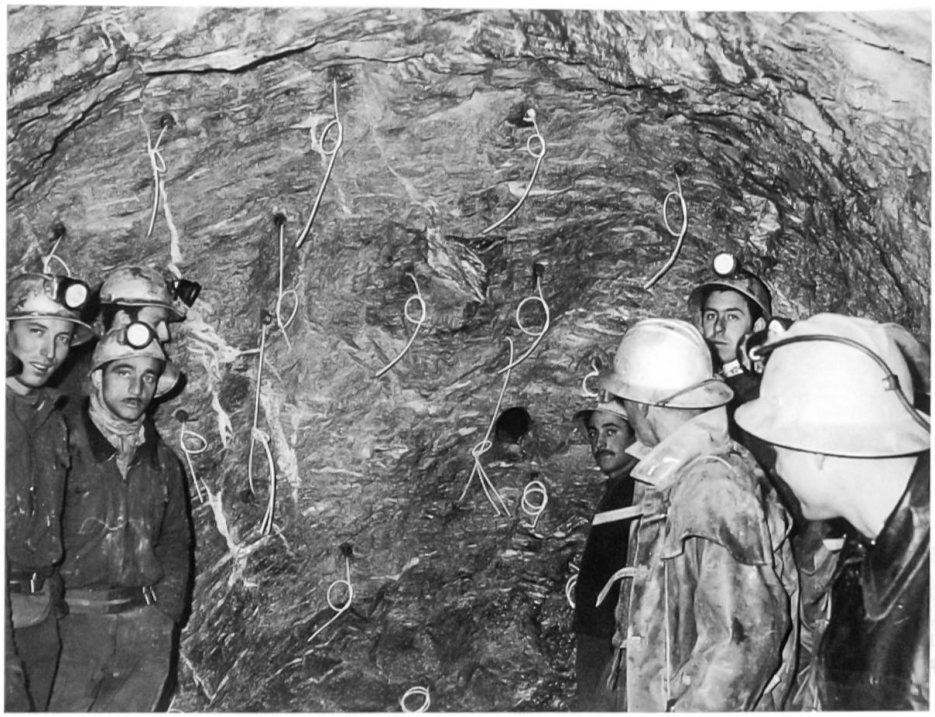
Jedenfalls folgte hier das Unglück auf der Stelle: In der folgenden Woche bohrte ein Mineur in eine sogenannte Pfeife. Das ist ein Bohrloch, in dem der Sprengstoff der vorhergehenden Ladung nicht gänzlich explodiert ist. Ein Mann erlitt bei dieser Restsprengung eine schwere Bauchverletzung. Da eilten, von Werner geschickt, zwei Arbeiter aufgeregt zu mir, um Leinenfaden und Nähnadeln zu holen. Damit der Mann nicht verblutete bis die Ambulanz eintraf, nähte Werner die arg zerfetzte Bauchdecke mit starkem Faden zu. Der Mann wurde ins Krankenhaus Thusis gefahren und genas zum Glück wieder vollständig. Frauen im Stollen waren kein Thema mehr.
Einmal im Monat kam Herr Haas vom Kino Thusis angefahren und stellte in der grossen Kantine seinen Kinomatographen auf. Los ging es dann um acht Uhr mit einer Filmvorführung. Die Bewohner des Tals waren jedes Mal auch eingeladen. Interessante schwarzweiss Filme wurden da gezeigt. Herr Haas fuhr mit seinem Filmprojektor zu all den abgelegenen Baustellen im Hinterrheintal und verbreitete viel Freude mit seiner Arbeit.
Damals im Winter, es waren vor allem viele Talbewohner ins Kino gekommen, fing es während der Vorstellung gewaltig an zu schneien und zu stürmen. Als wir die Baracke verliessen, sah man kaum die eigene Hand vor dem Gesicht. Der Pfarrer meinte, er wolle doch versuchen bis nach Cresta zu fahren. Er geriet jedoch in eine Schneewehe und kam mit Müh und Not zu Fuss zurück. Es war kein Durchkommen mehr und Werner öffnete eine Schlafbaracke, in welcher alle Kinobesucher einquartiert wurden.
Vor Weihnachten wurde die Baustelle für etwa sechs Wochen geschlossen. Trotz der enormen Schneemassen liess sich bei einer Kiste Veltliner und einem Koffer voll Krimis auch auf 2000 Meter gut leben. Anne-Katrin durfte manchmal mit dem Postschlitten und dem vorgespanntem Rössli mitfahren – wie eine kleine Prinzessin. Manchmal kam Herr Mani vom Bach her auf den Skiern und hatte Briefe und Päckli im Rucksack. Dann verband uns nur diese Skispur mit der Aussenwelt. Halt, auch Herr Studer kam vom Podestatenhaus her, um die Dächer unseres Dorfes abzuschaufeln, wenn die Schneemassen zu schwer geworden waren.
Im Frühling, wenn der Schnee endlich schmolz, guckten früh die ersten, zarten Blümchen heraus. Bald schon waren die Wiesen übersät mit weissen und lila Krokussen. Mit Sack und Pack waren auch die Arbeiter wieder angereist. Wie staunten wir, als uns eines Tages ein Arbeiter zwei Murmelkätzchen an die Haustüre brachte. Auf der Baustelle hatten sie einen Voreinschnitt ins Gelände gegraben und waren in einen Murmeltierbau vorgestossen. Die

Voreinschnitt des Freispiegelstollens nach Madris. Hier wurden die beiden Munggen-Kätzchen gefunden.

ausgewachsenen Tiere waren erschrocken erwacht und geflohen und zwei Junge blieben liegen. Ohne Hilfe wären sie gestorben. Da hatte ich sie nun in den Armen. Ich legte sie in einen Korb in der Küche und sie erwachten langsam. Wieder war nun unser bewährter Zimmermann gefragt. Er erstellte im Gärtchen ein nach oben zugedecktes und so vor Raubvögeln sicheres Gehege. So entstand aus einer Munitionskiste ein bescheidenes Hüttchen für die Tiere.

Sie gediehen prächtig. Immer wenn es dämmerte, schlüpften sie in ihr ausgepolstertes Häuschen, welches wir dann zur Nachtzeit in die Wohnung trugen und, mit etwas Heuvorrat, in die Badewanne stellten. Manchmal schauten uns die Tierchen bei unseren Ver-

richtungen zu und pfiffen uns an. Höchst vergnüglich war es aber, ihnen draussen zuzusehen, wie sie possierlich Frauenmänteli-Blätter zupften, mit beiden Pfötchen festhielten und schön manierlich davon abbissen.
Natürlich sprach es sich im Tal herum, dass wir Murmeli hielten. Manch einer kam im frühen Sommer, um ihren Spielen zu folgen. Es kam aber dann auch der Wildhüter und erklärte mit ernster Miene, es sei nicht gestattet, Wildtiere in Gefangenschaft zu halten. Werner lachte und erklärte ihm, dass wir planten, einige Tage in Zürich zu verbringen. In dieser, für die erstarkten Kätzchen ungestörten Zeit, würden sie sich bestimmt unter dem Gitter durchgraben. Und so geschah es auch. Als wir zurückkamen hatten die Tierlein ihren eigenen Stollen gegraben und waren in die Freiheit entwischt.
An freien Abenden zog es die Mineure immer wieder ins Restaurant Pürt. Kleine Zwischenfälle ereigneten sich da hin und wieder. Wie lachten wir, als einmal zwei Männer um zwei Uhr vor unserem Haus mit lauten Stimmen um Hilfe riefen. Anfänglich erschrocken ging Werner zum Fenster. Im Rausch hatten sie sich die Krawatten zerschnitten und waren deshalb in Streit geraten.
Ein andermal zog ein Kumpel ein Eichhörnchen an einer Schnur hinter sich her. Er hatte gedacht, die Kinder könnten mit ihm spielen. Wir liessen das Tierlein sofort frei und es huschte davon. Weiss Gott, wo der Mann im baumlosen Avers das Viechlein gefunden hatte.



November 1960, die letzte Wand vor dem Abschlag des Freispiegelstollens.

Abschlussfoto beim Fest nach dem Durchschlag. Links unten: Werni mit unserem Sohn Michael.

Nach dem Durchschlag: Ausgelassenes Feiern in der Kantine.

Im Ganzen waren in unserem «Dorf» aber gute Leute. Wenn einer nicht zur Gemeinschaft passte oder zu wenig stark schien für die schwere Arbeit im Stollen, wurde er kurzerhand nach Chur ins Hauptbüro der Firma zurückgeschickt. Werner waltete als Baustellenchef sehr eigenwillig, was ihm später auch angekreidet wurde.
Der Höhepunkt für die Belegschaft war natürlich, als der Stollen durchgeschlagen wurde und man den Mineuren von der Madriserseite die Hände reichen konnte. Mit wenigen Zentimetern Abweichung waren sie in der Tiefe des Bergstockes aufeinandergestossen. Für mich war das ein Wunder, für die Ingenieure natürlich nicht. Der Erfolg wurde ausgiebig gefeiert und begossen. Werner nahm Klein Michael mit zum Fest. Wir Frauen hatten aber nach wie vor nichts im Stollen zu suchen.

Unsere Familie

Unsere Kinder fühlten sich in der kleinen, übersichtlichen Baracke, die zu unserem Heim geworden war, wohl. Wir waren eine glückliche geschlossene Familie und sassen im gleichen Nest, erlebten die Arbeit meines Mannes hautnah und wurden auch mit der rauen Natur sehr vertraut. Michael war von den Schafen, die im Bergfrühling am steilen Hang grasten, fasziniert. So kraxelte der Zweijährige den Hügel hinter unserem Haus hinauf, um nahe bei den Tierlein zu sein, doch sie flohen und der Kleine weinte, weil er sich ängstigte, alleine herunter zu rutschen. So ging ich ihn holen, doch kaum unten angelangt, fing das Spiel wieder von Neuem an. Immer wieder zog es ihn zu den weidenden Tieren. Anne-Katrin freute sich mehr über die wunderschönen, farbigen Blümlein. Das Kind brachte mir immer wieder Sträusslein, die ich dann in passende Gläser stellte.
Ja, und dann, am 29. Februar 1960 kam zu unserer grossen Freude Klein-David zu uns. In der letzten Stunde des Schalttages hatte er den Sprung in diese Welt geschafft. Etwas bange hatte ich diesen Wintermonaten entgegengesehen. Im Avers gab es weder Hebamme noch Arzt und die alte Talstrasse war oft zugeschneit und im Schneesturm unpassierbar. Daher entschlossen wir uns Mitte Februar nach Zürich zu meinen Eltern zu fahren, so wurde David dort im Rotkreuzspital geboren. Bald darauf sammelten wir glücklichen Eltern unsere Kinder ein und fuhren jetzt zu fünft wieder dem Avers zu. David ruhte in einem Körbchen hinten im Auto und verhielt sich mäuschenstill. Die Höhenluft bekam ihm

Taufe von David. Von links: Michael, David, ich und Anne-Katrin.

sichtlich gut, denn er entwickelte sich zu einem fröhlichen, rosigen Büblein. Im frühen Sommer wurde er im Bergkirchlein in Avers-Cresta getauft.
Kaum ein Jahr später wurde uns noch ein gesundes Kind geboren: Thomas. Wieder war es Februar, aber jetzt war die neue Strasse fertig und wir fuhren, mit dem Schneepflug voran nach Thusis ins Spital. Thomas, unser Sonntagskind!
Als die Inhaber der Baufirma im Herbst meinen sich wieder rundenden Bauch gesehen hatten, waren sie einverstanden gewesen unsere Baracke zu vergrössern. Aus einem Dreizimmerhaus entstand in drei Wochen eine Fünfzimmerwohnung. Das war wieder ein grosser Vorteil dieser Holzbaute gewesen.

Nun hatten wir auch genügend Platz für eine Haushalthilfe. Sie wurde uns aus dem Baselland vermittelt und kam anfangs Januar 1961 bei herkulischem Schneegestöber bei uns an. Sie war erschöpft und sagte, sie hätte gemeint, ans Ende der Welt zu gelangen. Sie erwies sich aber als gute, sehr effiziente Hilfe. Als ich aber mit Thomas aus dem Spital heimgekommen war, sagte Michael zu ihr: «Du kannst jetzt wieder heimgehen, zwei Frauen braucht es nicht im Haus.»

Abschied

Bald nachdem Thomas zur Welt gekommen war, überwarf sich mein Mann mit der Firma in Chur, bei der er angestellt war. Und wie es seine Art war, kündigte er von einem Tag auf den anderen und verschwand zu einer Bohrfirma ins Tessin.
Wir blieben weiter in unserem Häuschen wohnen. Die Arbeiter klopften bei uns an und sagten, sie wollten wieder dort arbeiten, wo mein Mann sei. «Era come il nostro padre, vogliamo lavorare dove e lui» – »Er ist wie unser Vater, wir wollen mit ihm arbeiten.» Ich durfte aber nichts verraten, sonst wäre Werner auf «Abwerbung» verklagt worden.
Wir erlebten dann in unserer grossen «Holzvilla» einen wunderbar warmen Vorfrühling. Meine Haushaltshilfe war noch da geblieben und so hüteten wir im Freien, bei herrlichem Wetter, die vier Kinder. Werner erschien an den Wochenenden und wir besprachen unsere Zukunft.
An Ostern fuhr ich mit ihm ins Tessin und wir kauften über diese Festtage ein kleines Haus hoch über Giubiasco. Das sollte unser neues Heim werden. Die Avner Baracke wurde mit vereinten Kräften geputzt und doch etwas wehmütig verliessen wir das Tal, das uns fast zwei Jahre zur Heimat geworden war. Im Tessin begann ein neuer Lebensabschnitt. Was sollte er wohl bringen?

Heidi Husmann lebt seit über 50 Jahren in Rhäzüns, ihr Mann Werner ist 2004 verstorben.

Adresse der Auorin: Heidi Husmann-Isler, Via Castugls 2, 7403 Rhäzüns